Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 16 (1934)
Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zentralbibliothek Bern

Winterthur, 27. Juli 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 30

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Mit einem Gefühl ganz besonderer Dankbarkeit und ganz besonders inniger Liebe zu unserm Lande und seinen Institutionen werden wir dies Jahr unsere **Bundesfeier** begehen. Wie viel Wirrnis um uns herum im Norden, im Osten; wie viel Sorgen im Westen, im Süden. Gewiß sind auch wir nicht ohne Bedrängnis. Aber hat unser Bundespräsident nicht recht, wenn er findet, daß wir trotzdem noch so viel Anlaß zum Danken haben? „Diese Schweiz, die wir feiern, ist sie nicht trotz den Gefahren und all dem Elend dieser Zeit ihren Kindern immer eine sanfte und liebevolle Mutter? Ueberall sind größere materielle und moralische Wirrnisse, überall tieferes Leid, anderswo richtete die Arbeitslosigkeit wahre Verheerungen an, fehlt oft das tägliche Brot, ist der Friede gewaltsam gestört, die Freiheit niedergeschmettert. Im Vergleich dazu bleibt unser kleiner Erdenwinkel gesegnet. Immer noch beschützt und behütet uns die Vorsehung in ihrer Langmut."

Seien wir uns bewußt, was das bedeutet. Nicht Verdienst ist es, sondern Gnade. Und darum verpflichtet es doppelt. Es sei darum unser Gelöbnis heute und alle Tage, in Bescheidenheit und Treue — jedes an seinem Platze, Mann wie Frau — an unsern überkommenen Institutionen und Freiheitsrechten weiter zu bauen. Tun wir es mit der eifersüchtigen Hingebung, die es der Wahrung großer und heiliger Güter gegenüber gilt, denn haben diese Güter nicht eben angesichts der Vorgänge im Auslande wieder ihre ganze Rechtfertigung erfahren? Viele Generationen vor uns haben daran gearbeitet. Unsere Generation soll dies Gebaute nicht niederreißen, sondern es in Treue weiter entwickeln.

Bleiben wir, was unsere Väter und Mütter waren, was wir sind — Demokraten! Hüten wir unsere Demokratie mit allen unsern Herzenskräften als das kostbarste Erbe, das wir zu verteidigen haben. Und dies nicht für uns und zu unserm Nutzen und Vorteil, sondern eingedenk der weltgeschichtlichen Aufgabe, die uns damit überbunden ist.

Ausland.

Unsere diesmalige Auslandswochenchronik steht unter dem Eindruck des 20. Jahrestages des Ausbruches des **Weltkrieges.** Es ist nicht möglich, in wenigen Worten zusammenzufassen, was uns dabei **bewegt:** Trauer, ungeheure Trauer über die Millionen- und Milliardenopfer, die er uns gekostet, über die heute noch nicht vernarbten Wunden, die er uns geschlagen, über die Toten, die uns keiner wiedergegeben, noch ersetzt hat. Und wenn wir uns — das Heute mit dem Gestern vergleichend — fragen: Zu was alle diese Opfer, was waren sie nütze?, so müssen wir in tiefster Niedergeschlagenheit gestehen: sie haben uns nicht weiter gebracht. Weder moralisch, geistig, politisch noch wirtschaftlich. Wir stehen fast wortwörtlich wieder da, wo wir 1914 standen, ja vielleicht noch weiter dahinter zurück. Wieder sind Kugeln gefallen, von denen wir nicht wissen, wohin sie rollen werden.

Wenn wir im letzten Berichte meldeten, daß in **Oesterreich** unter dem Eindruck des 30. Juni die Terrorakte nachgelassen zu haben scheinen, so müssen wir heute leider das Gegenteil berichten. Haben wir es doch eben erlebt, daß in Staad am Bodensee in unserer neutralen Schweiz ein Transport Sprengmaterial abgefangen wurde, der aus Lindau über unser Gebiet ins Vorarlberg geschafft werden sollte, von Legionären mit Duldung wenn nicht Mitwissen oder gar Teilhaberschaft der deutschen Nationalsozialisten für die österreichischen bestimmt. Deutschlands Vorgehen gegen Oesterreich hat nun sogar Italien bestimmt, seine warnende Stimme zu erheben. Die von den deutschen Hetzern gewollten und veranstalteten Serienterrorakte gegen Oesterreich, schreibt das offizielle „Giornale d'Italia", drohen die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien schwierig zu gestalten. Es scheint auch, daß die Mächte einen Kollektivschritt gegen Deutschland ins Auge fassen. Und nun kommt eben wie ein Donnerschlag die Kunde, daß der Démarche des Auslandes, von der wir eben sprachen, zuvorkommend die Nationalsozialisten in Wien gestern einen Putsch unternommen haben, indem sie die Radiostation und das Bundeskanzleramt überrumpelten. Sie setzten Dollfuß, Fey und Karwinsky gefangen. Die alarmierte Heimwehr und Polizei konnte aber nicht mit Gewalt gegen die Terroristen vorgehen, weil diese sich der gefangenen Minister als Geiseln bedienten. Gegen Zusicherung freien Abzuges nach Deutschland erreichten die Parlamentäre der Staatsgewalt ihre Befreiung. Der bei dem Ueberfall schwer verwundete Dollfuß wurde bereits tot vorgefunden. Bundespräsident Miklas hat Schuschnigg als seinen Nachfolger im Kanzleramt bestimmt. Die deutsche Regierung aber hat erklärt, daß sie die Mörder bei dem Uebertritt über die Grenze sofort verhaften lassen werde. Damit wird Hitler aber die Vorwürfe nicht entkräften, die man ihm in der ganzen Welt machen wird: daß der deutsche Nationalsozialismus mitschuldig an diesem Tode ist.

Auch **Frankreich** hatte seine Sorgen. Während die französischen Deputierten schon in den Ferien und der Ministerpräsident Doumergue auf seinem Landsitze weilte, wäre beinahe eine Ministerkrise ausgebrochen. Tardieu, wegen angeblicher Verwicklung in den Stavisky-Handel vor die Untersuchungskommission zitiert, erhob seinerseits vor dieser Anklage gegen seinen Ministerkollegen Chautemps, dieser habe zur Zeit seiner Ministerpräsidentschaft um die Machenschaften Staviskys gewußt und sie verschleiert. Chautemps, einer der angesehensten Führer der Radikalen, drohte aus dem Ministerium auszutreten (was wahrscheinlich den Austritt der übrigen radikalen Minister mit sich gebracht hätte), wenn Tardieu nicht widerrufe. Dadurch wäre Doumergues Ministerium der „nationalen Union" auseinandergefallen, der „Burgfrieden" der Parteien und Doumergues nationale Rettungsmission zu Ende gewesen. Es gelang ihm aber letzten Dienstag, eine Formel zu finden, auf die die entzweiten Parteien eingingen, wodurch die Ministerkrise vorläufig behoben worden ist.

Von großer Wichtigkeit war kürzlich die **Debatte** im **englischen Unterhaus** über die **Luftaufrüstung.** Das Unterhaus nahm Baldwins Vorschlag (Mac Donald ist im Krankheitsurlaub in Kanada) auf Vermehrung der Luftflotte um 41 neue Geschwader, das sind zirka 500 neue Flugzeuge, an. Tröstlich klingt dabei einzig das Argument, ein starkes England sei eine bessere Friedensgewähr als ein schwaches. Daß übrigens mit der Luftaufrüstung doch nicht alles getan wäre, haben die diese Woche über London veranstalteten Luftmanöver bewiesen. Sie ergaben, daß die Fliegerabwehr nicht genügend Schutz gegen Bombenabwürfe gewähren würde.

Zum ersten August.

Augustfeuer.

Die Erinnerung an die Augustfeuer meiner Heimat reicht in früheste Kindheit zurück. Damals war es mein Vater, der die Bauern auf den Bergen kannte und an den Sonntagen im Sommer, wenn wir mit ihm auszogen, sie aufmunterte: „Gelt, am 1. August sehen wir wieder Euren Funken? Letztes Jahr war der Eure besonders schön." Später haben wir bei unserem Ferienhaus den eigenen gebaut. Seit mehr als zwanzig Jahren ist es unser Funken und nie vergißt der Ortschronist ihn im Lokalblatt lobend zu erwähnen.

Zwar, unser Feuer ist es eigentlich nicht. Alle haben daran teil, nicht nur, wenn er lodernd und kerzengerade zum Himmel steigt oder wenn Wind und Regen seine Pracht in Frage stellen, sondern vor allem, weil an seinem Bau alle mithelfen, die dauernd oder vorübergehend auf der Alp wohnen: der Senn mit seinen Buben und Mädchen, unsere Freunde, die auf Besuch sind und wir selbst, ob jung, ob alt, ob Mann, Frau, Kind. Alle richten sich ein mit Arbeit und Erholung im Hinblick auf den Funkenbau. Mitten im Heuet gibt der Senn am Nachmittag des 1. August seine Buben frei, damit sie im nahen Wald mit Axt und Säge holzen. Er selbst hat seit Wochen das Krummholz bestimmt, das ungeratene, überständige Holz und seine Buben bei Gängen durch den Wald angewiesen, was für den 1. August passe. Wir andern schleppen stundenlang Dürres und Grünes, zerkratzen uns Hände, Arme, Beine und tragen die Spuren der Funkenarbeit weit über den 1. August hinaus nach Hause in die Stadt. Auch der Stier, der sonst unser Freund nicht ist, wird an den Schlitten gespannt zum Holztransport. Nie hat er sich an diesem Tag schlecht benommen. Er weiß sich wider seine Gewohnheit gerade für diese Arbeit einzuordnen. Wäre es kein Stier, ich würde sagen „gut vaterländisch, durchaus demokratisch". Den Funken richtig aufzubauen, das ist ein kleines Kunstwerk. Wenn man Reiswellen hätte, ja dann! Aber bei uns ist es Brauch, das Augustfeuer durch eigene und unmittelbare Arbeit zu erstellen. Es ist ein gemeinsames Werk, für dessen Vollbringen weder Geld noch Gut, noch Herkunft, noch Bildung, noch Beruf von irgend welcher Bedeutung sind. Der Arzt hält die Funkenstange, während sie der Senn mit kräftigem Axtschlag einpflöckt. Der Herr Professor wirft dem Sennenbub zu oberst auf dem Funken Reisig zu. Künstler, Frauen und Kinder flechten das Holz zu einem dichten Gebäude.

Am Abend wird mit dem Anzünden gewartet, bis der Senn und seine Familie das Vieh besorgt haben. Wenn auch ungeduldige Gäste beim Anblick brennender Funken nicht glauben warten zu können, es ist ehernes Gesetz, daß man sich gemeinsam freuen will an gemeinsam geleisteter Arbeit, am gemeinsamen Fest zu Ehren des gemeinsamen Vaterlandes. Unser Fest ist zwar äußerst einfach. Kein künstliches Feuerwerk brennt zum Himmel, keine Reden werden gehalten. Wir warten bis die Glocken der Dörfer ausgeläutet haben und bis die Lieder des Männer- und Frauenchors vom Dorfplatz, der tief unter uns liegt, verklungen sind. Dann wird von allen zugleich der Funken in Brand gesetzt. Da und dort steht schon einer in Flammen, andere kommen mit dem unsrigen nach, weitere folgen später. Wir kennen alle Tal auf, Tal ab: den Tanzbodenfunken, den Speer- und Stockbergfunken. Wir freuen uns besonders, wenn die Churfirsten einzeln oder gesamthaft ihre Feuer brennen lassen, und wir können ermessen, was es heißt, Funkenholz dort hinauf zu tragen. Die Feuer brennen bis weit ins Appenzellerland hinein und hinaus auf den Höhen des Thurgau.

Nie fühlt man sich mit der engeren und weiteren Heimat näher verbunden als gerade durch diese gleichen, einfachen Feuerzeichen. Unsere Feier ist nie ohne tiefen Eindruck auch auf Menschen aus dem Ausland geblieben, wenn sie am 1. August bei uns waren. Wie stark ist ihnen jweilen zum Bewußtsein gekommen, was wir an der Schweiz lieben, was wir an unseren einfachen Verhältnissen schätzen, was wir an Sicherheit und Ordnung unserem Staat verdanken.

Wir selbst denken am Augustfeuer zurück: an den eindrucksvollen Abend vom 1. August 1914, als die Kunde vom Krieg uns auf dem Berg erreichte, da wir ernst und ohne Lieder ums Feuer saßen, an die Jahre, da der Kanonendonner aus dem Elsaß in unser friedliches Fest hineintönte, an die Menschen, die unserem und ihrem Vaterland treu gedient haben und nicht mehr unter uns leben, an Schönes und Schweres der letzten Jahre.

Immer lehrt uns das Feuer auch vorwärts zu schauen. Auch dieses Jahr! Es zündet hinein in dunkle Nacht, das Feuer der gemeinsamen Arbeit. Es grüßt alle Funken in der Runde in starker Verbundenheit. Es löst Gefühle des Freisinns und Frohmutes aus. Augustfunken meiner Heimat, Du vereinigst Menschen aus dem Berg- und Tiefland in seltener Eintracht. Deine Flammen still und schön, sind Verheißung, sind ein Stück Glaube an die Menschen. E. Hk.

Was wir mit dem Gelde aus der Bundesfeiersammlung anfangen möchten.

Die große Bedeutung hauswirtschaftlicher Ausbildung für künftige Hausfrauen und Mütter aller Schichten unseres Volkes — vor allem derjenigen, die nicht im Ueberfluß leben — leuchtet ohne weiteres ein. Ebenso die Notwendigkeit, dem Hausdienst mehr tüchtige einheimische Kräfte zuzuführen. Weniger bekannt ist vielleicht die Tatsache, daß viele Frauenberufe, wie z. B. die Säuglings- und Kinderpflege, die Krankenpflege, das Gastgewerbe, die soziale Fürsorge, eine gute hauswirtschaftliche Ausbildung als Grundlage verlangen. In den seltensten Fällen ist aber die hauswirtschaftliche Erziehung heute noch in vollem Umfang zu Hause, bei der Mutter möglich. Eine große Bedeutung kommt darum dem hauswirtschaftlichen Unterricht in der Volks- und Fortbildungsschule zu. Doch gibt es noch viele arme Gemeinden, denen die Einrichtung einer Schulküche, ja selbst die Mitwirkung bei der Einrichtung einer für mehrere Gemeinden bestimmte Küche unmöglich ist. Ihnen möchte die Bundesfeiersammlung helfen und damit die Schar der Industriearbeiterinnen und Stenotypistinnen verringern, die ohne jegliche hauswirtschaftliche Ausbildung in die Ehe treten oder bei Arbeitslosigkeit in den Hausdienst übergehen, wenn sie keine andere Möglichkeit mehr vor sich sehen.

Der hauswirtschaftlichen Erziehung dient sodann vor allem die Haushaltlehre. Sie in weiteren Kreisen bekannt und beliebt zu machen durch Flugblätter, Vorträge und Aufsätze, gute Haushaltlehrmeisterinnen in besondern Kursen heranzubilden für diese große und schöne Aufgabe, den Lehrtöchtern neben der praktischen Lehre eine ergänzende Ausbildung durch hauswirtschaftlichen Unterricht zu bieten — all das kostet Geld. Aber dieses Geld ist gut angewandt! Denn nicht nur hauswirtschaftliches Können gewinnt die Lehrtochter an der guten Haushaltlehrstelle, sondern noch Wertvolleres: Bildung u. Festigung des Charakters, einen weiteren Horizont, Lebenserfahrung, Reife. Vor der Haushaltungsschule hat die Lehre den Ernst des Lebens mit seiner Verantwortung, sowie die direkte praktische Verwertung voraus. Aber unsere Vierzehnjährigen sind oft für eine Lehre noch zu schwach an Leib und Seele. Oder sie müssen einen höheren Barlohn heimbringen und gehen aus solchen Gründen „vorläufig" in die Fabrik. Später wird die Umstellung auf den Hausdienst immer schwieriger, und deshalb unterbleibt sie dann in der Regel. Wir möchten durch Stipendien solchen Kindern einen Haushaltungskurs mit anschließender Haushaltlehre ermöglichen, um sie entweder ganz dem Haus-

Erinnerungen des Leutnants Rudolf Annen an die Grenzbesetzung.

Mitgeteilt von Helene Meyer.

Ich bewohnte bei der Grenzbesetzung im Berner Jura ein Zimmer bei einem Ehepaar Germiquet. Die Frau besorgte den Hühnerhof und bebaute ein Stück Land, dessen Ertrag sie feiltrug. Daneben handelte sie mit abgelegten Kleidern, die ihre Schwägerin, eine in den umliegenden Dörfern auf die Stör gehende Näherin, sich von den Kunden schenken ließ oder um einen geringen Preis erwarb. Der Mann hatte ein beinahe gelehrtes Aussehen, und ich erfuhr, er sei in früheren Jahren Lehrer gewesen. Jetzt ließ er sich von Frau und Schwester erhalten, die ihm halb wie ein zu gängelndes Kind, halb mit Ehrfurcht behandelten. Denn Josua Germiquet war Erfinder und Prophet. Er baute ein neues Instrument, das die Zither mit der Geige verband, und seine Schwester Maribeth verwahrte in ihrer kleinen Kammer einen mächtigen ungestrichenen Schrank aus Tannenholz, vollgepfropft mit Traktätlein, worin der unfehlbare Weg gezeigt wird, irdischen Reichtum und die himmlische Seligkeit zu erwerben.

Die Maribeth selbst war ein kurzes Persönchen mit einem roten Apfelgesicht, aus dem die klugen Augen wie schwarze Beeren hervorstachen. Sie hinkte stark, da ein Bein kürzer war als das andere, aber jederzeit war sie frohen Gemütes. Obgleich sie an die Fähigkeiten ihres Bruders glaubte, hatte sie für sich einen besonderen Vertrag mit dem lieben Gott abgeschlossen, der sie ernährte, und dieses Gottvertrauen, dem ein Quentchen Lebensgewitztheit beigemischt war, ließ sie immer wieder Gönner finden. Aber auch sie selbst half, wo es ging, und war es nur, daß sie bei ihren Kunden Speisereste für das Hündlein eines Nachbars sammelte oder sich für die Hühner der Schwägerin die Eierschalen von der Hausfrau erbat. Mit großer Reglamkeit betrieb sie allerlei Käufe unter ihren Kunden, wobei ihr hie und da ein geringes Trinkgeld zufiel.

Eines Abends fand ich in der niedern Stube meines Wirtes eine stattliche Anzahl verhutzelter Weiblein sitzen; es waren die ältesten Arbeiterinnen der Uhrenfabrik des Ortes, die wegen vermindertem Betrieb nur noch stundenweise beschäftigt wurden. Nachdem der Plan einer alle Klassen umfassenden Messianischen Aktiengesellschaft gescheitert war, begnügte sich der Prophet Josua vorläufig mit einem bescheideneren Wirkungskreis, den er, im Grunde seiner Schwester Maribeth verdankte. Die Auge alte Jungfrau erhob ihn zum Hausnarr eines Altersasyls. Sie rechnete, die Greisinnen würden, namentlich im Winter, eine gemeinsame Stube zu schätzen wissen, wo ihnen gegen bescheidenes Entgelt der unentbehrliche Bierabkraffee verabreicht wurde, während die Kasse des Bruders hungrig die Batzen einschlang. Die geistige Erbauung wurde großmütig dreingegeben. Die Alten lebten einträchtig mit den Hühnern und einer Ziege, die sich mit Vorliebe in der Stube bewegte. Obgleich die Zungen im zahnlosen Munde die Welt wacker zerdrachen, machten sie vor meiner Person Halt. Ich durfte mich der entschiedenen Gunst der Weiblein rühmen, was mir manche Scherzrede der Waffenkameraden eintrug.

Ueber die waldigen Hänge des Juras breitete der Himmel eine zarte Bläue. Ich war mit einem Auftrage, der sich auf die Verschiebung der Truppen bezog, in scharfem Ritte auf einer Anhöhe angelangt. Nachdem ich meine Botschaft überbracht hatte, stellte ich auf dem Rückwege mein dampfendes Pferd in einem ländlichen Wirtshause ein. Ich betrat den Schenkraum, an dessen Wänden zwischen abgeblaßten Familienbildern mit Silber- und Goldflitter aufgeputzte Lorbeerkränze des Sänger- und Schützenvereins hingen. Der braune Holztisch trug feuchte Ringe von abgestellten Gläsern, die ein verschrumpftes Mütterchen mit einem reinlichen Tuche abwischte. Ich bestellte von dem gelben Landwein; die Schwüle und das Summen der Fliegen versenkten mich in leichte Betäubung, als ich durch ein Klirren der Fensterscheiben aufgeschreckt wurde. Es folgte ein starker Knall, Angstrufe von weiblichen Stimmen, ein Hin- und Herrennen. Ich eilte ins Freie; weit und breit war nichts zu gewahren; erst mit dem Feldsticher erkannte ich in der Entfernung einer Stunde eine Ansammlung von Gestalten. Ich bestieg mein Pferd. Auf dem Wege begegnete ich Bauern, die leidenschaftliche Verwünschungen ausstießen. Sie erzählten mit heftigem Gebärdenspiel in ihrer schwerverständlichen französischen Mundart, ein deutscher Flugapparat habe die Grenze überflogen. Ohne die Signale der schweizerischen Wache zu beachten, habe er Bomben geworfen, die in eine weidende Herde gefahren seien. Herabgerissene Telephondrähte leiteten mich zu der Stelle. Die Bomben hatten mehrere trichterförmige Vertiefungen in den Boden hineingewühlt. Einige Männer waren damit beschäftigt, die Unordnung durch die blutenden und zerfetzten Tierleiber hinwegzuräumen, während die Weiber mit dem Ausdruck des Grauens in den beweglichen Zügen sich nicht von dem Anblicke trennen konnten.

In einem eingedrückten, ungefügen Kasten mit herabhängenden Saiten erkannte ich die Erfindung Josua Germiquets, seine außerordentliche Violinzither, und von einer herzlichen Anteilnahme getrieben, blickte ich suchend umher.

Josua lag mit geschlossenen Augen auf einer Böschung. Der Hirt, der es als ein Wunder pries, daß er selbst mit dem Leben davon gekommen sei, hatte ihm seinen langen, blauen Mantel untergebreitet. Er trug eben in seinem Filze mit vor Aufregung zitternden Händen Wasser herbei, das er in dem vorbeirieselnden Bache geschöpft hatte. Er wandte den Kopf Josuas zur Seite und an dem gewölbten, kahlen Schädel, den einige spärliche Haare umrahmten, klaffte eine tiefe Wunde; Josua war von einem Splitter getroffen worden. Nachdem der Hirt dem Verwundeten den vierten Notverband, wie er versicherte, angelegt hatte, hoben die Umstehenden die anscheinend leblose Gestalt auf einen inzwischen herbeigeschafften Schubkarren; die Violinzither wurde ihm auf die Füße gelegt, und ich gab den Leuten den Wohnort Josuas an. Wie sich die Gruppe in Bewegung setzte, erhob ein kleines Mädchen, das man bisher kaum beachtet hatte, ein durchdringendes Kindergeschrei. Die ganze Zeit über hatte es wie starr, die zarten Arme steif an den Leib gepreßt, mit weit geöffneten blauen Augen dagesessen. „Gewiß das Enkelkind des Alten", sprach die Menge mitleidig, und zwei derbe Hände ergriffen die leichte Gestalt und setzten sie auf den Karren neben die Violinzither.

Ich benachrichtigte den Militärarzt meiner Kompagnie und empfahl ihm den Verwundeten.

Am folgenden Sonntag machte ich meinem Wirte einen längern Krankenbesuch. Josua Germiquet ruhte noch bleich, aber mit freundlichen Zügen in den rot und weiß gewürfelten Kissen. So reicher Bedienung wie er konnte sich kaum ein Fürst rühmen. Das halbe Dutzend Weiblein stritt sich darum, ihm Handreichung zu leisten, und Josuas Frau hatte eine besondere Ordnung errichten müssen, wonach sich die Dienstefreigen in gewissen Abständen ablösten. Jetzt saß eine knochige Person mit einer gewaltigen Hakennase neben dem Bette; trotz ihres derben Aussehens wehrte sie mit unendlicher Geduld die hartnäckig wiederkehrende, feiste Brummfliege ab; von Zeit zu Zeit aber horchte Josua nach einem leichten Trippeln. Die kleine Simonne, die in der Ecke mit einem Lederballe spielte, dem sie leise zärtliche Namen gab, kam, um ihre weiche Wange an die herabhängende Hand des Alten zu legen.

dienst zuzuführen oder doch für ihre künftigen Hausfrauen- und Mutterpflichten auszurüsten, um ihnen für den Fall der Arbeitslosigkeit den Uebergang in den Hausdienst zu erleichtern. Zur Ausrichtung solcher Stipendien soll uns die Bundesfeiersammlung helfen! Mit Stipendien könnte auch arbeitslosen Mädchen oder solchen, die aus Gesundheits- und andern Gründen ihren Beruf wechseln müssen, der Besuch eines hauswirtschaftlichen Umschulungs- oder Einführungskurses (z. B. auch in einem hauswirtschaftlichen Volksbildungsheim) ermöglicht werden.

Wenn wir aber junge und intelligente Schweizermädchen für den Hausdienst gewinnen und darin festhalten wollen, so muß in diesem Beruf noch vieles besser werden, nicht nur die Ausbildung! Alle einsichtigen Frauen haben für dieses Ziel einzustehen mit ihrem Beispiel und werbenden Wort. Darüber hinaus ist eine planmäßige Beeinflussung der öffentlichen Meinung nötig. Auch die Durchführung dieser Aufgabe kostet Geld.

Jedem verantwortungsbewußten Schweizerbürger, ob Mann oder Frau, ist gewiß schon eine Ahnung aufgegangen von der großen nationalen Bedeutung der hauswirtschaftlichen Erziehung unserer weiblichen Jugend. Deshalb bitten wir alle: Helfet mit, soweit es einem jeden möglich ist, damit der Ertrag der Bundesfeiersammlung gut ausfalle und eine Tat auf dem Gebiete der hauswirtschaftlichen Erziehung ermögliche!

Dr. H. Sch.

Dienertum der Frau.

Die diesjährige Sammlung des Bundesfeier-Komitees gilt der „hauswirtschaftlichen Erziehung". Vielleicht gibt es und gab es wirksamere Schlagworte als das Kennwort, das das Komitee in diesem Jahre auf seine Fahne schreibt, aber es gibt keinen tiefschürfenderen Zweck als den der diesmaligen Sammlung: denn es geht um Erziehung, Unterstützung und Ermutigung der dienenden Frau.

Ein Leichtes und eine Versuchung, hier den Tiefen des Gedankens vom dienen nachzugehen. Ist nicht Frauentum überhaupt Dienertum? Und ist Dienen, einander dienen nicht eine Hauptforderung der Religion, von uns nur im grauen Alltag herabgewürdigt und mit dem Makel des Sklaventums behaftet? Alle Bemühungen, das Los, aber auch das Ansehen der Dienenden zu heben, sind Werk am besten Teil des Menschen und des Volkes. Hier geht es um Wurzeln des Volksglückes. Die Zwecke mögen noch nicht einzeln und voll umschrieben sein; aber der Hauptzweck leuchtet über den andern: Befreiung des Verhältnisses zwischen Herrin und Magd im weitesten Sinne.

Es gibt für die Gegenwart kein Magdtum mehr, wie es frühere Zeiten sahen, wie es kulturrückständige Stämme noch sehen, aber es muß ein froheres, vertrauensvolleres, willigeres Einanderdienen geben, weil es nun einmal Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben muß. Dabei braucht durchaus nicht immer die Untergebene die allein Dienende zu sein. Das dienen wollen, der treuen Dienenden vergelten wollen, mag gerade so gut bei der Herrin liegen. Die Erträgnisse der Bundesfeiersammlung nun sollen Kenntnisse und Fähigkeiten der Hausangestellten fördern helfen, sie sollen aber auch die Lust zur Arbeit in Haus und Familie heben, die Verhältnisse der Dienenden bessern, kurz jene Lust und Stimmung schaffen helfen, in denen allein gegenseitiges Vertrauen, der Wille zu gegenseitigem Dienen zwischen Frauen verschiedener Klassen gedeiht.

Ernst Zahn.

Von der Bureaulistin zur Hausangestellten.

Sehr geehrte Frau!

Ich empfinde den Zustrom der deutschen Dienstmädchen immer als schweren volkswirtschaftlichen Fehler, und es ist tragisch, daß in Zeiten der Not gewisse Berufe einfach nicht mit einheimischen Arbeitskräften zu besetzen sind. Aus dieser Ueberlegung heraus habe ich selbst meinen Beruf als Buchhandlungsgehilfin aufgegeben und bin zum häuslichen Herd zurückgekehrt. Es war ein schwerer Schritt, und alles was Sie schreiben von Demütigung und ungeregelter Arbeitszeit habe ich am eigenen Leib erfahren. Eine Haushaltungslehre habe ich natürlich keine mehr gemacht. Ich lernte in einem Kurs kochen und dann ging es eben in die Praxis. In den ersten Monaten griff mich die schwere körperliche Arbeit so an, daß ich am liebsten fahnenflüchtig geworden wäre, dazu das mitleidige Kopfschütteln meiner einstigen Schulkameradinnen aus dem Gymnasium und meiner Bekannten. Was mir aber heute nach bald zwei Jahren noch schwer fällt, das ist der Mangel an freier Zeit. Ich habe Donnerstagnachmittag frei; aber gewöhnlich heißt es für den Haushalt Gänge zu besorgen oder Besuch zu empfangen. Manchmal denke ich mit Sehnsucht an die schönen freien Sonntage und Samstagnachmittage, die ich als Bureaufräulein genoß. Von einem bestimmten Feierabend ist keine Rede, von einem freien Nachmittag noch weniger, und bezahlte Ferien existieren nicht. Viele Dienstmädchen sind einfach der Willkür der Herrschaft preisgegeben. Sie können fünden und gehen, das ist aber auch alles.

Ich danke Ihnen deshalb für alle Mühe, uns gute Arbeitsbedingungen zu verschaffen, und ich hoffe, daß die Bundesfeiersammlung zum Erfolg Ihrer Bestrebungen beitragen werde.

Mit vorzüglicher Hochachtung
M. M.

Briand.

In wenigen Tagen sind es 20 Jahre, daß wir den Ausbruch des Weltkrieges durchlebten. 20 Jahre sind eine lange Zeit, aber noch stehen jene Tage so lebendig und in so furchtbarer Eindrücklichkeit vor unsern Augen, als wäre es eben gestern gewesen.

Vielleicht, daß sich Europa darauf besinnt, welch ein unsägliches, langes und noch immer andauerndes Elend damals seinen Anfang nahm. Das größte Elend aber ist wohl, daß es dieses Elend vergessen zu haben scheint. Die Rüstungen blühen wieder wie vor dem Kriege und damit stehen wir wieder vor der gleichen Kriegsgefahr wie 1914.

Gerade aber darum scheint es uns, könnten wir diesen schweren Gedenktag nicht würdiger, nicht angemessener begehen, als indem wir uns dem Geist und Werk jenes Mannes zuwenden, der in diesen 20 Jahren wie kein anderer alle seine Kräfte dafür eingesetzt und sich daran verblutet hat, daß die Welt die einzig mögliche Folgerung aus diesen furchtbaren Jahren ziehe: Briand.

Vieles von ihm ist noch in unserer Erinnerung. Aber erst aus seiner zusammenhängenden Lebensgeschichte* wird es einem ganz klar, mit welcher Größe und Aufopferung, nimmermüden Zähigkeit, Klarheit, intuitiven Sicherheit und Absolutheit er sein Ziel verfolgte, es nie aus den Augen ließ und seine ganze politische und diplomatische Tätigkeit immer nur auf das eine einzige einstellte: Friede! Nie wieder Krieg!

Wir Frauen waren ihm geschätzte Bundesgenossen. Mehr als einmal hat er sich an uns gewandt und unsere Verantwortung aufgerufen. Der Anblick trauernder Witwen, vaterloser Kinder gaben ihm immer wieder Kraft, alle Anfeindungen, die auch er erfahren mußte, zu überwinden. So sprach er in seiner Rede bei der Unterzeichnung des Locarnovertrages in London, der er 1925 als Vertreter Frankreichs beiwohnte, davon, wie unter den vielen Briefen, die ihm privat zugingen, einer gewesen sei, der ihn besonders gerührt hätte. Allein um dieses Schreibens willen sei er bereit, diese Tat, die Unterzeichnung der Locarnoverträge, als die wichtigste und ergreifendste seines Lebens zu betrachten. Es war dies der einfache, nur aus einigen Zeilen bestehende Brief einer Frau aus dem Volk. Sie schrieb: „Erlauben Sie einer Familienmutter, Sie zu beglückwünschen. Endlich kann ich meine Kinder wieder ohne Angst betrachten und sie mit dem Gefühl der Sicherheit lieben."

Aus dieser Rede, wie überhaupt aus allen Ansprachen Briands, ist am lebendigsten der neue, so viele beruhigende Hoffnungen erweckende Geist, den er verkörperte, zu erschließen. Wie leuchtend hebt er sich besonders auch auf dem heutigen Hintergrunde ab und welch ein Schmerz und welch ein Verlust, daß er nicht mehr unter uns ist. „Das neue an dem Vertrage von Locarno", sagte er beispielsweise in der erwähnten Rede, „ist, daß er den Geist des Mißtrauens durch den Geist der Solidarität ersetzt. Der Krieg muß durch den menschlichen Willen unmöglich gemacht werden. Durch unsere Unterschriften haben wir unsern Friedenswillen bekundet. Lange Monate kämpften unsere Völker auf den Schlachtfeldern erbittert gegen einander; oft haben sie dort mit ihrem Blut auch ihre beste Kraft gelassen. Die Locarnoverträge werden nur dann von Wert sein, wenn sie solches Gemetzel für immer verhüten und wenn sie zustande bringen, daß die Stirnen unserer Frauen nie mehr von Trauerschleiern umhüllt werden, daß unsere Städte, unsere Dörfer nie wieder zerstört und geplündert, unsere Männer nie wieder verstümmelt werden."

Bei der Vertretung des Paktes im Parlament in Paris: „Ich habe europäisch gesprochen, das ist eine neue Sprache, die man wohl oder übel wird erlernen müssen. Das Gute, das dieser Vertrag unserm Lande bringt, ist, daß er den Müttern die Möglichkeit gibt, ihre Kinder wieder in Hoffnung anzuschauen, daß sie vielleicht davon verschont bleiben, eines Tages zerstückelt auf dem Schlachtfelde zu liegen."

Die Worte, die Briand bei der Aufnahme Deutschlands in Genf in den Völkerbund sprach, sind uns noch alle unvergessen: „Dieser Tag, der im Zeichen des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich steht, bedeutet, daß die unglückseligen und blutigen Zusammenstöße, die jede Geschichtsseite der Vergangenheit besleckten, zu Ende sind; daß der Krieg zwischen uns aufgehört hat, daß es in Zukunft keine Trauerschleier, keine Kriege, keine gewaltsamen und blutigen Lösungen mehr geben wird, um die Differenzen zwischen uns, die sich natürlich nicht aus der Welt schaffen lassen, zu regeln. Von nun an hat der Richter Recht zu sprechen. Fort mit den Gewehren, Maschinengewehren und Kanonen! Platz der Verständigung, der Schiedsgerichtsbarkeit, dem Frieden! Der Krieg ist zu Ende."

Bei dem dreimaligen Ruf, der Krieg ist zu Ende, glaubte der gesamte von dem gleichen geheimnisvollen Elan erfaßte Saal für immer von diesem Alpdruck befreit zu sein und eine neue Aera anbrechen zu sehen... Aber ach. Stresemann starb und das nationalsozialistische Deutschland kam hoch.

Bei einer andern Gelegenheit sagte er vom Frieden in einer seiner schönsten Reden: „Um den Frieden zu erhalten, muß man Vertrauen in den Frieden haben. Aber nicht ein Glaube, nicht ein Vertrauen dürfen es sein, die sich mit Worten begnügen, sondern der Glauben und das Vertrauen, die stets tat- und kampfbereit sind, die die täglich neu auftauchenden Schwierigkeiten überwinden und deren Enttäuschung erschüttert werden kann. Das stärkste Verteidigungsmittel aber, mit dem sich keine Grenzbefestigung vergleichen kann, ist das erwachte Gewissen und das Vertrauen der Völker."

Aber auch er weiß, „so lange man nicht vollkommen vom Geist des Friedens durchdrungen ist, so lange nicht alle moralischen Vorbedingungen gegeben sind, so lange gibt man den Völkern falsche Illusionen, wenn man sie glauben macht, der Krieg sei unmöglich."

Die Gefühle, die ihn bei dieser geduldheischenden Arbeit beseelten und ihn sein Werk ununterbrochen fortzusetzen zwangen, können nicht besser dargelegt werden als er sie selbst in seiner packenden Schlußrede der vierzehnten Konferenz der Interparlamentarischen Union darlegte: „Mögen die Stunden der Prüfung nur kommen, wir werden unsern erhabenen Friedenswillen zu erhalten wissen — darauf muß die internationale Gemeinschaft ständig bedacht sein. In gemeinsamer Trauer um unsere Toten werden wir an den großen Jammer so vieler Völker erinnern, die zu den edelsten der Erde gehören, denen ihre Krone, ihre Jugend, genommen wurde. Wir werden den Verlust so vieler Künstler, Gelehrten, tatkräftiger und gütiger Menschen vor Augen führen und auch auf die Zukunft hinweisen und auf die unschuldigen Generationen, die eben ins Leben treten und sogar auf diejenigen, die noch im Schoße des Unbewußten schlafen. Wir sind der Zukunft Rechenschaft schuldig und das Bewußtsein dieser moralischen Verantwortung wird uns die Kraft geben, gemeinsam eine heilige Aufgabe zu verfolgen, die weit über die Grenzen unserer eigenen Existenz hinausgeht."

Szenen wie die folgende gaben ihm immer wieder neuen Mut zur Fortsetzung seines Werkes gegen alle Hetze, die gegen ihn betrieben wurde. Er hatte Kriegsverstümmelte, junge Menschen aller Nationen empfangen. Keiner war unversehrt, alle trugen sie die Spuren der schrecklichen Verwüstungen an sich, die der Krieg angerichtet hat. Einer von ihnen, ein Oesterreicher, der von seiner Frau geführt wurde, — mit licht- und leblosen Augen, mit einem Körper ohne Arme und mit Beinen, die er nur schwerfällig zu schleppen vermochte, kam auf ihn zu, um ihm mit ergreifender, zitternder Stimme zu sagen: „Herr Briand, lassen Sie sich von Ihrem Werk nicht abhalten. Wir sind auf der Welt 5 Mill. Krüppel. In Ihrem Namen komme ich zu Ihnen, ich der Blinde ohne Arme, ich ein menschlicher Scherben, der das Recht zum Reden hat, um Ihnen zu sagen: Setzen Sie Ihr Werk fort! Setzen Sie es fort, unsere Herzen sind mit Ihnen."

Wie der Locarnovertrag, so ist auch der Kellogpakt ein Marksstein in Briands Friedenswerk. Das Neue, Wesentliche daran charakterisierte er bei dessen Unterzeichnung mit folgenden Worten: „Zum erstenmal wird angesichts der ganzen Welt in einer feierlichen Kundgebung — auf der die großen Nationen, die alle eine Vergangenheit voll schwerer politischer Kämpfe hinter sich haben, ihre Ehre verpfänden — der Krieg als Mittel nationaler Politik vorbehaltlos geächtet, und zwar der Krieg in seiner schlimmsten Form: der egoistische, der gewollte Krieg. Ein derartiger Krieg, der ehemals als göttliches Recht und in der internationalen Ethik als Vorrecht der Souveränität galt, wird endlich seiner größten Gefahr entkleidet, seiner Legalität. Von jetzt an illegal ist er einem vertraglich festgelegten Abkommen unterworfen, das ihn außerhalb des Gesetzes stellt, das den Delinquenten der sichern Mißbilligung und der offenen Feindschaft aller Mitunterzeichner aussetzt.

Die Wächter des Völkerbundes in Genf aber mußte er in der Folge beschwören, nicht zuzulassen, daß der Friede vergiftet werde: „Wir dürfen, damit unter den Völkern Friede herrsche, eine gewisse Vergiftung der Geister, die noch immer systematisch betrieben wird, nicht außer acht lassen. Nicht alle Menschen sind dem Frieden geneigt. In jedem Lande gibt es solche, die heimlich und voll perfider Hinterlist daran arbeiten, einen Dauerfrieden zu verhindern. Richten Sie Ihr Augenmerk auf gewisse Machenschaften, die nichts anderes bezwecken, als das Gemüt der Kinder zu vergiften dadurch, daß systematisch der Keim künftiger Kriege in ihr

Im Gedenken an den 1. August 1914, den Ausbruch des Weltkrieges.

Nicht Unbeteiligtheit war im Weltkrieg das Schicksal des Landes, das als Grenzstein, Brücke und Kanzel zwischen den Ländern aufgerichtet ist, das die Quellen ihrer Ströme hütet und das mit den vier Sprachen auch die Seelen von vier Völkern in sich vereint und zum brüderlichen Zusammenklang gewöhnt hat, sondern die Qualen einer Mutter, die mit gebundenen Händen zusehen muß, wie ihre Söhne sich hinmorden, und sie allein weiß, daß die Entfremdeten, Verlarvten, die sich nimmer kennen, Brüder sind. Dieses ohnmächtige Zusehenmüssen mit dem Wissen — vom ersten Augenblicke an — daß es um den verbrecherischen Wahnwitz des Brudermordes ging, das war unser Schicksal, kein Unbeteiligtsein und sattes Sichverschont-fühlen, sondern Marter des untätigen Leidens mit allen und um alle und des bittersten Leidens an sich selbst: denn auf einmal waren alle Pfeiler am Tempel der Menschheit ins Wanken gekommen, und alle Sterne versanken. Wäre es uns nicht gegönnt gewesen, ein wenig beizutragen zur Linderung der Not, Wunden zu verbinden, Hungernde zu nähren, Verstörten und Verfolgten Obdach zu geben, und hätte die über solchem Werke warm erblühende Brüderlichkeit dem Menschenglauben nicht ein wenig Stütze gegeben, wie hätte man es ertragen sollen?

Aber leider machte unser Asylrecht die Schweiz auch zum Schlupfwinkel der Kulissenschieber des Krieges. Hier wurden die grauenhaft friedlichen Abkommen zwischen den Rüstungsmachern der feindlichen Staaten getroffen, die sich gegenseitig die Waffen lieferten, an denen die Söhne ihrer eigenen Vaterländer verbluten sollten. Wir ahnten die Schmach und konnten sie nicht hindern. Uns vollsaugen am Kriegshaß, das nur konnten wir; der aber hat nirgends tiefere Wurzeln, als im Herzen des Volkes, das in den Jahrhunderten wo Waffenkrieg noch das zeitgemäße Kampfmittel war, unter den kriegerischen Völkern obenan stand, das aber, als ein neuer, besserer Weltentag heraufkam, dieses meisterhaft gehandhabte Mordgerät freiwillig und endgültig niederlegte, es nurmehr zu Schutz und Verteidigung bewahrend.

Ja, von Kriegsnot wurde unser Land verschont; aber diese bittere Not wurde uns nicht erspart, mit klaren, unverblendeten, von keiner Leidenschaft verdunkelten, von keinen Illusionen gnädig verschleierten Augen zusehen zu müssen, wie das Heiligste ans Kreuz geschlagen wird, nicht erspart der verzweifelte Kampf um den Glauben an Bestimmung und Würde des Menschengeschlechts.

Aus „Begegnung am Abend", von Maria Waser.

* Victor Marguerite: Aristide Briand. S. Fischer, Verlag, Berlin.

„Das Altersahl ist also um einen Kinderhort erweitert worden?" sprach ich verwundert zu Frau Germiquet. „Simonne ist unser Kolkind", entgegnete die Frau. „Josua hat es von der Gemeinde übernommen", und nun erzählte sie mir mit großer Beredsamkeit die Geschichte der Kleinen.

Simonnes Eltern hatten jung geheiratet, und das bescheidene Bauerngut des Mannes bezogen; aber es wollte nicht recht vorwärts gehen; die Frau war in einer kleinen Stadt von einer Tante an Kindesstatt angenommen worden und kannte nichts vom Gewerbe. Ihre zarte und feine Art hatte es dem ungestümen Georges angetan. Nun besaß Georges einen sehnigen, jugendstarken Körper und hätte auch die Arbeit allein bewältigen können; aber gerade wenn seine Frau beim Abendläuten mit inniger Zufriedenheit auf den blankgescheuerten Tisch die geblümten Kaffeetassen setzte oder die Geranienstöcke hinter den gestärkten Vorhängen begoß, ergriff den Georges eine Unruhe, die ihn aus aller Behaglichkeit trieb. Er schweifte bis in die Nacht hinein an den Felsenhängen herum und kam zurück mit nassen und schmutzigen Kleidern, indem er seiner Frau wie zur Entschuldigung seltene Pflanzen, merkwürdig geformte Steine mitbrachte. Sie hatte für ihn nie ein Wort des Vorwurfes; als aber Georges ihr eines Tages erklärte, er wolle nach Amerika auswandern, um das Glück zu suchen, deutete sie mit stillem, tränenüberströmtem Gesicht auf den Korb aus Weidengeflecht, in dem die kleine Simonne als ein vierzehntägiges Wickelkind, die Fäustchen an die Schläfen gepreßt, schlummerte. „Ich hole euch herüber, sobald ich es zu etwas gebracht habe", versprach Georges hoch und heilig, und eines Tages saß die junge Frau allein und lauschte vergeblich auf den raschen, kräftigen Schritt des Mannes. Es kamen Karten von der Reise mit einem Gruße von „deinem ewig treuen Georges", und dann lange, lange Jahre nichts mehr. Die Frau verkaufte den Grasplatz und die Kornzelge an den Nachbarn und behielt nur noch einen Acker, auf dem sie Kartoffeln pflanzte. Da sie geschickt im Nähen war, machte sie die Gemeinde zur Arbeitslehrerin, und so ernährte sie sich und das Kind. Aber sie hatte es auf der Brust; die Dörflein, die am Bergrand kleben, sind dem scharfen Nord ausgesetzt. Sie fühlte, wie ihre Kraft schwand. Aber je mehr die blauen Adern auf ihren Händen hervortraten, desto eifriger erzählte sie der Kleinen von ihrem lieben Vater.

Als das Kind drei Jahre alt war, hatte es einen Traum, den die Mutter wie eine heilige Prophezeiung in ihrem Herzen bewahrte.

„Ich habe heute Nacht den Vater gesehen; er fuhr in einem Weidling einen großen Bach hinunter; er hat den Hut geschwenkt und mir lustig zugerufen: in zwei Jahren komme ich heim!"

Und die Frau schrieb mit zitternder Hand das Datum des Tages, da Simonne erzählte, in die große Familienbibel, die aus dem Nachlasse ihrer Eltern stammte. Dort auf das weiße Blatt hinter dem Todestag von Vater, Mutter und Tante, ihrem Hochzeitstag und dem Geburtstage Simonnes malte sie die Zahl und daneben eine um zwei größere. Von da an war sie heiter und zufrieden; nur zuweilen fragte sie ängstlich das Kind: „Wieviele Jahre hat er gesagt, Simonne?" Und als sie in den letzten Fieberträumen lag, murmelte sie unaufhörlich Zahlen, verrechnete sich und fing von neuem an. Vor einer Woche haben wir sie begraben. Josua hat aus Blech ein Gefäß zusammengenagelt in der Form eines Kreuzes; das füllt jetzt Simonne jeden Tag mit Schlüsselblumen und Anemonen, die sie zierlich in Moos steckt. Wenn sie auch erst fünf Jahre zählt, hat sie gar geschickte Händchen. Gestern kam ein Brief mit fremden Marken, der auf einer Seite aufgeschnitten und wieder zugeklebt war, und ein ausländischer Stempel lief darüber; er ist an Simonnes Mutter gerichtet. Der Gemeindeammann hat ihn geöffnet und darin schreibt der Georges, wie er gar so Heimweh habe nach Frau und Kind. Er habe lange werchen müssen, um das Geld zur Rückfahrt und eine kleine Summe zum Neuanfangen in der Heimat zu ersparen; schon sei er auf dem Schiff gewesen, als es auf einmal geheißen habe, man könne nicht abfahren, der Engländer mache das Meer unsicher. So sei er in Gottes Namen wieder auf die Farm zurückgegangen, wo er in den letzten Jahren gearbeitet habe, und grüße sein herzliebes Traueli und sein Kind. Sobald der Krieg zu Ende sei, werde er zu ihnen kommen. Der Gemeindeschreiber hat dem Georges vermeldet, daß seine Frau leider mit Tod abgegangen, das Kind aber bei rechtschaffenen Leuten — hier strich sich Frau Germiquet die Schürze glatt — untergebracht sei.

Seit seiner Verwundung durch das deutsche Flugzeug war bei Germiquet ein neuer Aufschwung der Erfindertätigkeit eingetreten. Er setzte ein Instrument zusammen, das er Amselflöte nannte, und arbeitete eifrig an der Herstellung eines Glockenregulators. Alle Glocken im Umkreise seines Dorfes sollten zu einem harmonischen Geläute abgestimmt werden. Ich nahm herzlichen Anteil an Germiquet und sah in ihm einen Beweis der geistigen Regsamkeit des Volkes, wie sie sich seit alters in einem wertvollen Schatze an Sagen und Märchen oder in religiösen Strömungen zeigt: „Welche eigenartige Einbildungskraft und was für ein reiches Gemüt birgt der anscheinend trockene Schweizercharakter", dachte ich, als ich mich wieder einmal dem Häuschen Josuas näherte. Der Mondschein stahl sich durch die weißen Dolden des Holderbaumes, der schützend die Mauer umfängt; er spiegelte sich in den Fensterscheiben und traf die Ringelhaare Simonnes. Sie schlief in einer nach ländlicher Sitte am Bette der Mutter angebrachten Schublade, die am Tage zurückgeschoben wird. Aus dem zweiten Fenster drangen feierliche Laute; die Stimme Josuas flüsterte geheimnisvoll und hob sich beschwörend.

„Er wird mit seinen Anhängerinnen die Abendandacht halten", sagte ich mir. Eine mit rotem Papier verhangene Lampe ergoß auf den dunkeln Hausflur einen Schimmer, der wie ein blutiges Bächlein auslief. Josua saß vor einem Folianten, um ihn herum die Weiblein, die ihn mit weitgeöffneten Augen anstarrten oder bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend in den Schoß schauten; nur Josuas Frau strickte gleichmütig an einem großen, rosafarbenen Strickstrumpfe.

So spricht der selige Bruder Klaus von der Flüe: „Achtet es wohl, wenn der Seidenschwanz, der Kriegsvogel, auf seinem Zuge aus seiner nordischen Heimat in die Schweiz kommt, wo er seit Menschengedenken nicht mehr war, ist es das Zeichen zu einem Weltkriege. Die Feinde werden kommen von Mitternacht, von Mittag, vom Aufgang und Niedergang und aufeinander schlagen. Die Reiter werden im Bodensee ihre Rosse tränken. Die Kirchen werden zu Spitälern und Pferdeställen, und die Brombeersträucher wachsen zu den Fenstern herein. Die Kinder kommen aus den Städten mit Hüten und Fürtüchern voll Gülten und Geld und werden Brot dafür begehren, die Bauern aber nichts geben wollen, und sie werden die Gülten haufenweise in die Flüsse werfen. Auf dem Ochsenfelde stampft die letzte Schlacht; die Pferde waten bis zu den Fesseln in Blut; die Soldaten haben die Schuhe voll Blut; die Ströme schwellen an von Blut, das die Mühlen allein treibt. Ein sechzehnjähriger Knabe, unter einer Linde geboren, wird als Sieger der ganzen Welt den Frieden bieten, die Freifahne in der Mitte aufstecken, wo der Ort der ganzen Eidgenossenschaft sein wird. Da werden die alten Männer an der Sonne sitzen, ihre grauen Haare zählen und weinen, es gebe eine gute Zeit und sie müßten bald sterben."

Kaufet die Karten des Bundesfeierkomitees!

Der Reinertrag dient dies Jahr der

Hauswirtschaftlichen Erziehung.

Der intensiven Förderung der hauswirtschaftlichen Ausbildung und der hauswirtschaftlichen Berufsarbeit werden die Mittel zufließen.

Helfet daher mit, daß der Ertrag ein großer werde!

Gehirn gepflanzt wird dadurch, daß man sie auffordert, wer weiß was für heimliche Rachegedanken zu nähren, als sollten sie zu haßerfüllten und blutrünstigen Generationen erzogen werden. Diejenigen, die durch Wort, Schrift und Unterweisung solche Generationen heranbilden, sind verabscheuungswürdige Verbrecher. Man muß ihnen unerläßlich nachspüren und sie unschädlich machen. Das ist ein Werk, das der Mühe lohnt und ich wende mich hier vornehmlich an die Frauen. Sie sind es, die ihr Heim gegen diese Vergiftung verteidigen müssen. Sie wären die ersten Opfer, wenn neue Kriege ausbrechen sollten, sie wären die ersten, die die neuen Schlachtfelder mit ihren Tränen netzen würden. An ihnen also ist es, eingedenk des letzten Krieges, zu verhindern, daß das Gift unsere Länder durchdringt, an ihnen ist es, diese Machenschaften aufzuspüren, ihnen nachzugehen und sie zu bereiteln. Nur unter dieser Bedingung ist der Friede möglich. An dem Tage, an dem man die Kinder in der Liebe zum Frieden unterweisen wird, da man sie lehren wird, die andern Völker zu achten, und mehr darnach zu suchen, was die Menschen eint, als darnach, was sie von einander trennt, an diesem Tage werden wir keine Sicherheiten mehr brauchen, der Friede wird von selbst unter den Völkern herrschen."

Und noch einmal wandte er sich an die Frauen, in jener Rede von Gourdon, nicht mehr lange vor seinem Tode, wo er zu einer Zuhörerschar, die an die Zehntausende grenzte, sprach:

„Ich habe Vertrauen in die Vernunft des Volkes, in seine Intelligenz. Ich zähle auf seinen gesunden Menschenverstand, um mein Werk vor Angriffen und unangenehmen Ueberraschungen zu schützen. Vor allen Dingen aber zähle ich auf den Willen der Frauen; an sie wende ich mich, an sie appelliere ich und wenn ich heute tiefe Genugtuung empfunden habe, so darum, weil ich die Frauen so zahlreich in der Menge vertreten sehe und in ihren Augen eine hingebungsvolle Begeisterung lese bei dem Gedanken, daß die Sache des Friedens auch in Zukunft verteidigt werden soll. So lange die Frauen mit uns sind, so lange sie ihr Land, ihre Gatten, ihre Brüder, ihre Kinder verteidigen, so lange sie sich aus ihrer tiefen Herzensgüte heraus darum bemühen werden, die Menschheit künftig vor den Greueln des Krieges zu bewahren, so lange wird unsere Sache in guten Händen sein. Ich beschwöre sie, unser Werk nicht im Stiche zu lassen, sie sind es, auf die wir zur Unterstützung unserer Aktion zählen, sie sind es, an die ich mich in diesem feierlichen Augenblick wende."

Solch ein feierlicher Augenblick ist heute! Möchten doch die Frauen diesen Anruf wieder ganz lebendig in sich werden lassen und beweisen, daß ein Briand nicht vergeblich sein Vertrauen in sie setzte. Die Welt hat es heute nötiger als je, daß an seinem Werke weitergebaut werde.

Die Frauen und die Abrüstung.

Entschließungen vom Pariser Kongreß des Internationalen Frauenbundes.

I.

In dieser Krisenzeit, wo das Denken und Fühlen der jungen Generationen unter dem Einfluß der gegenwärtigen schlimmen Lage und der ernsten nationalen und internationalen Zerwürfnisse steht, ist es von höchster Bedeutung, daß die körperliche und geistige Erziehung der Jugend in Familie und Schule auf einen Geist der Selbstaufopferung und Hingabe an ein Ideal der Gerechtigkeit, der persönlichen Würde und der Achtung zwischen Rassen, Nationen und Klassen gerichtet werde.

Der internationale Frauenbund betont deshalb, wie er dies schon seit 1909 tut, daß es Pflicht der Frauen ist, ihre Anstrengungen in diesem Sinne zu verdoppeln, Anstrengungen, wie sie die von der Abrüstungskonferenz eingesetzte Kommission für geistige Abrüstung immer gefördert hat und wie sie seit ihrer Gründung die internationale Kommission für geistige Zusammenarbeit und deren Institute in Paris und Rom nach Kräften unterstützt haben.

II.

Der Internationale Frauenbund möchte in dieser Entschließung, ohne jedoch auf das Technische des Abrüstungsproblems einzugehen, die besondere Wichtigkeit einiger Punkte hervorheben, auf welche die einzelnen Landesverbände schon jetzt eine nützliche und sofortige Einwirkung ausüben können:

1. Der Internationale Frauenbund, in der Ueberzeugung, daß es unmöglich und unlogisch ist, den Krieg humanisieren zu wollen, ha' trotzdem die Pflicht den ganz besonders empörenden Charakter des Luftbombardements und des Bakterienkrieges zu unterstreichen, sowie auf die Wirkungslosigkeit aller vergeblichen, bis jetzt anempfohlenen Schutzmaßnahmen hinzuweisen.

2. Der Internationale Frauenbund erachtet als ersten Schritt zur Abrüstung im Luftkrieg für unerläßlich:

a) Das Verbot der Bombardierung aus der Luft.
b) Die Unterdrückung der Bombardierungsflugzeuge;
c) Die Einrichtung einer internationalen Kontrolle über die Zivilflugfahrt, damit sie nicht zu militärischen Zwecke gebraucht werden kann.

3. Der Internationale Frauenbund verzeichnet mit lebhafter Genugtuung die am 11. Juni 1934 von der Generalkommission der Abrüstungskonferenz einstimmig gefaßte Entschließung auf Veröffentlichung der Ausgaben für das Heereswesen, welche allein die Kontrolle durch die öffentliche Meinung ermöglicht.

4. Dem Internationalen Frauenbund liegt daran, den Staatshäuptern bekannt zu geben, daß man sie verantwortlich machen wird für das Wettrüsten, welches unfehlbar die Welt in den Krieg stürzen muß.

III.

Der Internationale Frauenbund nimmt mit großer Befriedigung Kenntnis von den durch die Waffenhandelskommission der Abrüstungskonferenz letzthin angenommenen Vorschlägen behufs wirksamer Kontrolle der Herstellung von und des Handels mit Waffen.

Er ladet die nationalen Verbände ein, dahin zu wirken, daß diese Vorschläge von ihren betreffenden Regierungen angenommen werden, damit sie in ein Abkommen über Rüstungsbeschränkung aufgenommen werden können, dessen Zustandekommen zur Verhinderung des weitern Wettrüstens unerläßlich ist.

IV.

Der Internationale Frauenbund hat sich lebhaft über die im Mai vom Völkerbundsrat an die Mitgliedstaaten gerichtete Empfehlung gefreut, nach Bolivien und Paraguay keine Waffen mehr zu liefern; denn die aus dem Ausland eingeführten Waffen tragen viel dazu bei, den Krieg im Chaco mörderischer zu gestalten.

Der Internationale Frauenbund hofft, daß die Regierungen diese Empfehlung befolgen werden und daß dieser Präzedenzfall zur Folge haben werde, den internationalen Waffenhandel in der ganzen Welt immer mehr einzuschränken.

Randzeichnungen zum Pariser Kongreß des internationalen Frauenbundes.

Es ist etwas eigenes um die Atmosphäre einer internationalen Zusammenkunft wie es die unsrige ist, wenn Frauen aus aller Welt zusammenkommen, viele unter ihnen unter großen Opfern. Sie ist so verschieden, wie die Länder, in denen wir jeweils tagen, manchmal licht und sonnig, manchmal liegt etwas düsteres und kaltes darüber. Wie schön war es letztes Jahr in Stockholm, obschon doch sicher die Zeiten nicht viel besser waren als heute. Und dieses Mal. Ich weiß nicht recht, an was es lag, aber es war so ganz anders. Man stand sich so viel fremder gegenüber. Und doch tagten wir in Paris, der Stadt, die für so viele die Stadt ist, auf die sie sich ganz besonders gefreut hatten. Paris, la Cité de gloire. So stand es zu lesen auf dem Umschlag des hübsch illustrierten Buches, das wir in unsern Couverts fanden.

Aber schon die Eröffnungsfeier hatte etwas seltsam Düsteres. Der große Saal der Sorbonne hatte so gar nichts freundliches, die paar Blumen, die auf dem langen Tische lagen, orange und lila, mahnten an ein Totenbukett. War das schuld an dem Eindruck von Melancholie, das das ganze machte? Oder war es die Tatsache, daß der Saal halbleer war? Oder daß der Chor mit einem traurigen Lied anfing? Oder die viele Gleichsamkeit der Jahrhunderte, mit der der Saal erfüllt ist? Ich weiß es nicht. Aber Tatsache war, daß man nicht recht froh und warm wurde, wie sonst so manches Mal bei diesem ersten Zusammensein der vielen Nationen.

Es waren allerdings auch weniger Nationen vertreten als sonst, die schlechten Zeiten machen sich auch im internationalen Frauenbund fühlbar. Nur 29 waren da, von den 45, die einst den Bund ausmachten. Heute sind einige daraus verschwunden, so die Deutschen, deren Bund bekanntlich aufgelöst wurde, dann die Isländer und mehrere südamerikanische Staaten, die die Beiträge nicht mehr bezahlten. Südamerika fehlte überhaupt fast ganz, als einzige Vertreterin kam eine Argentinierin, die mit ihrem stark bemalten Gesicht und dem Riesenhut wie eine exotische Blume aussah.

Der internationale Basar.

Geldmangel überall! So auch bei uns. Man hatte deshalb die Nationalbünde gebeten, sie sollten doch Erzeugnisse ihrer Volkskunst mitbringen, die an einem internationalen Basar verkauft werden sollten. Viele der Bünde hatten denn auch der Aufforderung Folge geleistet, vor allem die osteuropäischen, und viele schöne Sachen mitgebracht, die in bunten Farben leuchteten. Eine Schwedin hatte ihr hübsches Haus zur Verfügung gestellt und nun promenierte man auf und ab. Leider war der Verkauf längst nicht so gut, wie man hätte wünschen mögen. Auch die Tombola vermochte nicht das Resultat zu einem guten zu machen. Die Französinnen ließen sich nur in kleiner Zahl blicken, viele waren wohl schon verreist. Wir hatten sowieso das Gefühl, daß wir keine ganz willkommenen Gäste waren, die Frauen wollten in die Ferien gehen und wurden nun durch uns noch zurückgehalten. Der Schweizer Stand sah etwas nüchtern aus, nüchtern u. nahrhaft. Aber die Eßwaren waren schließlich das, was sich am besten verkaufte. Unsere Präsidentin stand am ersten Tag als während sechs Berneriu gekleidet da und verkaufte selbst. Laut und leise sagten wir aber nachher, daß der britische Bund der geschreiteste gewesen war, der einfach eine Geldsammlung veranstaltet hatte, deren Ergebnis er dem internationalen Bund übermittelte, er hatte so mit viel weniger Mühe und Aerger ein besseres finanzielles Resultat erreicht, als die andern.

Auf alle Fälle wird das Ergebnis dem internationalen Bund nicht aus seinen Geldnöten helfen, wenn es sie ihm auch für den Augenblick ein bißchen erleichtert. Dieser Geldmangel aber ist das, was lähmt und an der Arbeit hindert.

Unsere Präsidentin und einige andere Leute.

Es ist erstaunlich, mit welcher Frische und Ausdauer Lady Aberdeen, unsere Präsidentin, die Sitzungen leitet, Tag für Tag empfängt sie in der Mittagspause einige der Delegationen, sie fehlt auch an keiner der öffentlichen Versammlungen, mit denen wir dieses Mal besonders reichlich bedacht wurden. Es blieb sozusagen kein Abend frei. Nie versagte ihre Freundlichkeit und ihr Wohlwollen. Es ist entschieden keine Kleinigkeit, mit 76 Jahren sechs Tage lang sechs bis sieben Stunden Sitzungen zu präsidieren und von morgens früh bis abends spät allen zur Verfügung zu stehen. Ich muß sagen, daß wir in heller Bewunderung waren. Sie hat so viel Schweres erlebt in der letzten Zeit, daß man es hätte verstehen können, wenn sie einmal versagt hätte.

Dieser Bewunderung gab am Ende der Sitzungen Miß Lena Madesin Phillips, die derzeitige Präsidentin des Bundes der Vereinigten Staaten Ausdruck. Sie ist neu unter uns, wir kannten zwar ihren Namen als den der Gründerin der internationalen Vereinigung der Business and professional Women, aber wir freuten uns, sie nun persönlich kennen zu lernen. Sie ist Advokatin und sieht trotz ihrer grauen Haare, die sich steil sträuben, so ein ganz klein bißchen wie ein lustiger Junge aus. Die Frau hat Humor, die mußt du kennen lernen, dachte ich beim ersten Sehen. Und der erste Eindruck bestätigte sich, so oft sie den Mund auftat. Man kann ihr zutrauen, daß sie durchsetzt, was sie will. Aber sie wird es immer so tun, daß man, auch wenn man unterliegt, ein bißchen lächeln muß und ihr nicht böse sein kann.

Von ganz anderer Art ist die Führerin der südafrikanischen Delegation, ebenfalls eine Advokatin, sie ist gar schön zurecht gemacht mit Puder und Schminke. Ueberhaupt fällt auf, daß wir nach und noch gar viele so „schöne" Frauen unter uns haben, die sich ziemlich ungeniert zurecht machen.

Die größte Delegation ist diejenige aus der Tschechoslowakei. Frau Plaminkowa, die rührige Präsidentin, hat 35 Tschechinnen mitgebracht, mit denen sie jeden Morgen Konferenz abhält, um sie zu instruieren, was sie zu tun haben. Schade, daß sie ein so unverständliches Französisch spricht, denn was sie sagt, ist gescheit und wohl überdacht. Auch die Norwegerinnen erfreuen sich einer guten Obhut. Frau Betsy Kielsberg, die Fabrikinspektorin ist und jedes Jahr als Regierungsdelegierte zu den Versammlungen des Internationalen Arbeitsbureaus geht, dürfte eine der populärsten Figuren des internationalen Bundes sein. Ihre absolute Gradheit und Aufrichtigkeit unterscheidet sie vorteilhaft von gewissen andern Frauen.

Sonntagsausflug.

Leider bleibt den Vorstandsmitgliedern keine Zeit, an den sozialen Besichtigungen teilzunehmen. Sie müssen arbeiten, arbeiten und noch einmal arbeiten so lange die Sitzungen dauern. Würde bringt Bürde, kann man hier mit ganz besonderem Recht sagen. Aber der Sonntag bleibt frei. Drei Ausflüge sind vorgesehen, wir entschließen uns für Chartres, auf dem Wege werden wir Port Royal und Rambouillet ansehen.

Wir gelangen glücklich nach Port Royal, obschon unser Chauffeur eine sehr undeutliche Ahnung vom Weg zu haben scheint und immer wieder fragen muß. Es sind nur noch die Ruinen des berühmten Klosters zu sehen, dessen Aebtissin Angelique Arnauld einst so berühmt war, daß man aus aller Welt hinpilgerte, auch dann noch, als es zerstört worden und nur noch der Kirchhof — der dann später auch zerstört wurde — da war, um hin zu wallfahren.

Rambouillet muß für den Augenblick beiseite gelassen werden, sonst kommen wir zu spät nach Chartres. Was sagen von der berühmten Kathedrale, diesem Traum von Stein und Glas, den fromme Menschen zu Gottes Ehre in jahrhundertelanger Arbeit geschaffen haben? Die ganze Bibel ist hier dargestellt; ausgehauen in Stein, geschliffen in Glas, das in den zartesten Farben leuchtet, schauen die Jungfrau und die Heiligen herab auf die kleinen Menschen, die andächtig schweigend durch all die Schönheit dieses Heiligtums wandeln. Wie klein ist der Mensch, wie groß ist Gott. Wie klein und unbedeutend wird alles, was uns so wichtig schien in diesen Tagen, wie nichtig und vergänglich sind alle die Fragen, um die wir uns so eifrig mühen, wenn sie nicht auf einem festen Grunde ruhen. Man möchte lange, lange hier bleiben können, möchte versinken in den Urgrund alles Seins, möchte stille werden und anbeten.

Einmal wieder wird es einem so ganz klar und deutlich, daß all das, was wir tun, Stück- und Flickwerk ist, notwendiges Stück- und Flickwerk, aber eben vergängliches Werk, das darum nicht als einzig wichtig genommen werden darf.

Abschiedsbilder.

Die Französinnen haben entschieden den Wunsch, die Dinge anders zu machen, als anderswo. Wenn sonst würde es einfallen, am Abschiedsdiner des internationalen Frauenbundes einen Mann präsidieren und den Präsidenten der Anciens Combattants eine lange Rede halten zu lassen? Es reden überhaupt sehr viele Männer und sie reden lange, sehr zum Mißvergnügen meines Nachbarn, eines Deputierten, der versichert, das seien keine guten Vertreter der „eloquence française". Viel besser gefallen ihm die Reden der Frauen. Er selbst erzählt mir, er kenne und liebe die Schweiz, er kenne auch Basel sehr gut. Gerade überwältigend lustig seien die Schweizer ja nicht. Die Franzosen nehmen das Leben leichter. Das mag wohl wahr sein, es wird ja auch da Leute geben, die schwerlebig sind, aber im allgemeinen hat man das Gefühl, das Leben drücke sie weniger. Was sie nicht ertragen können, ist irgend eine Kritik, so sehr sie sich untereinander kritisieren. Fremde sollen und müssen alles perfekt finden. Wir geben uns auch redlich Mühe, nur Lobendes zu sagen, trotzdem wir das Gefühl hatten, keine ganz willkommenen Gäste gewesen zu sein. Aber abends in der Stille frage ich mich doch, ob es denn der Mühe wert ist, immer wieder so zusammenzukommen, ob die Zeit derartiger internationaler Zusammenkünfte nicht vorbei ist. Als ich aber abwäge, was denn der Gewinn der Tagung sein könne, so muß ich mir doch sagen, daß ich manchen liebenswerten Menschen kennen und manches wertvolle Neue gelernt habe. Und es wird ja wohl gerade heute gut sein, wenn man sich nicht ganz hinter die Mauern seines Vaterlandes verschanzt, sondern auch einmal darüber hinausguckt, auch wenn der Internationalismus heute nicht hoch im Kurs steht. Wir Völker sind ja doch aufeinander angewiesen, so nationalistisch wir auch eingestellt sein mögen. Und müssen miteinander reden, um einander zu verstehen. Es steht nirgends so in der Welt, daß man die Hände in den Schoß legen und zufrieden sein könnte. Und wer weiß, manchmal tut vielleicht der Gedanke doch gut, dort in Südafrika, dort in Amerika, dort im australischen Busch sind Frauen, die wie wir für die Befreiung der Frau kämpfen. Wir sind doch alle Schwestern rings um die Welt.

In zwei Jahren wollen wir uns in Belgrad treffen. Allerdings — wer kann heute Pläne auf so lange Sicht machen. Aber immerhin, wir haben nicht nur „Adieu", wir haben „Auf Wiedersehen" gesagt.

E. Z.

Von Büchern.

„Lakt hören aus alter Zeit."

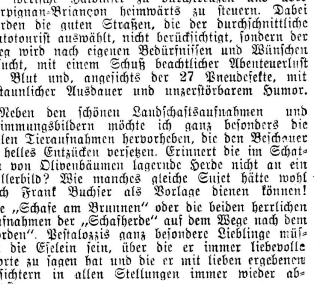
Eine Auswahl von Chronik-Texten, herausgegeben von R. Schudel-Benz.

Der erste August überrascht uns mit einer ganz besonders schönen und intimen Gabe. Es war ein glücklicher Gedanke des „Vereins für Verbreitung guter Schriften", durch die bekannte Historikerin Dr. R. Schudel-Benz unsere ältesten Chroniken in erleichterter Form weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Mehr den Historikern und demjenigen, die sich

(Der Offizier zum schlechten Schützen:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO®



4 Pfd.

•Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

Die Lampe rauchte im Windstoße; in der Ferne rollte unaufhörlich der Donner der Geschütze. Ich seufzte: „Oh, daß aus der Schweiz ein mächtiger Friedenswille sich aufschwingen und über alle Länder schweben möchte! Wann wird die Freiaahne wehen, wann wird aus dem roten Felde das reine, weiße Kreuz einer geläuterten Menschheit emporsteigen? Ich trat aus dem schwülen Flur ins Freie. In dunkeln Massen erhoben sich die Berge, verwurzelt im geschäftigen Leben der Täler, aber mit den Scheiteln in den besternten Himmel ragend.

Fahrt nach Portugal.

Von Rudolf Pestalozzi.

Rudolf Pestalozzi, der Verfasser des vor Jahresfrist erschienen neuen Reisebilderbuches „Venedig mit der Leica" beschenkte uns vor einigen Monaten mit einer neuen schönen Reiseschilderung „Fahrt nach Portugal" (erschienen im Frey & Wasmuth Verlag A.-G., Zürich. Preis geb. Fr. 7.50).

Wie beim Venedigbuch R. Pestalozzis eigene Photo-Aufnahmen, mit wachem Auge geschaut und mit künstlerischer Begabung aufgespürt, den Naturfreund und reiseerfahrenen Beschauer entzücken, so zeigt auch die „Fahrt nach Portugal" Bilder von einer Klarheit und Wahrhaftigkeit, wie sie wohl nur durch die raische und unauffällige Technik der Leica-Aufnahmen möglich sind. Das Photographieren ist für Pestalozzi eine Notwendigkeit. Die Verbottafeln in der Kathedrale von Pamplona können ihn nicht abhalten davon. „Vivere non necesse — fotografare necesse est" kommentiert er sein Handeln. Und das glaubt man ihm. Dass gerade empfindet der Leser und Beschauer auf jeder Seite: die Begeisterung am Festhalten des schönen Augenblicks, das Verweilenwollen auf einer einmaligen Stellung, Stimmung und Licht-Schatten-Verteilung, um sich immer wieder dem Zauber eines flüchtigen Erlebnisses hinzugeben. Deshalb kann man das Buch nicht aus den Händen lassen, deshalb begeistert es immer wieder aufs neue und wird einem zum lieben Freund in stillen Mußestunden und Ferienzeiten.

Eines hat die „Fahrt nach Portugal" dem Venedigbuch voraus: es bringt eine treffende, mit allen Sinnen erlebte Reiseschilderung, gewürzt mit einem geistreichen, klugen Humor, hinter dem keine Satire steckt, sondern kindlichfroher, frischer Geist und warmherziges Erfassen auch der Nebensächlichkeiten des Lebens. Man höre sich diese kleine Szene aus St. Flour an:

„Am Morgen, während wir auf der im Tageslicht etwas ärmlichen Place de la République auf den Morgenkaffee, vielmehr auf die Croissants warten, die der Hausbursche auf dem Rad holen gefahren ist, läutet es in der Kirche zu einer Firmelungsfeier. Da sind sie wieder, die weißgekleideten Bräutchen, die von Müttern, Tanten oder Schwestern sorglich durch die nassen Pfützen zum Kirchenportal geleitet werden und schon wie vollendete Dämchen ihre Schleierchen halten. Ein Elternpaar, seidenschwarze Dame mit Boa und Federhut, eleganter Monsieur in Jaquette und steifem, schwarzem Hut, schreiten langsam, etwas verdattet, auf die Kathedrale zu. Drei Schritte vor dem Portal wirft der Monsieur seine Zigarette weg, spuckt noch darnach, senkt dann gemessen seinen steifen Hut und tritt an Madames Seite mit der Würde eines Präsidenten der französischen Republik ins volle Gotteshaus ein."

Daneben sei noch eine kleine Probe gestattet, die einen Einblick gewährt in die Art, wie Pestalozzi seine Reisen erlebt und Reflexionen darüber anknüpft:

„Der schwüle Nachmittag führt uns weiter südwärts in die grüne und bergige Auvergne. Wir freuen uns darauf, das einsame hochgelegene La Chaise-Dieu wiederzusehen, dessen gotische Kathedrale mit dem schön geschnitzten Chorgestühl und den vierzehn „Tapisseries de Flandres" uns vor sieben Jahren, als wir noch mit dem Zweirad durch Frankreich fuhren, einen ganz großen Eindruck gemacht hatte. Aber — man soll einmal sehr Geliebtes nicht wiedersehen wollen. Alles in der Welt ist einmalig. Alles Schönste wird einem nur einmal ganz zu eigen gegeben. Solche Geschenke kann man nicht ein zweites Mal sich nehmen wollen. So ist es wohl auch jetzt noch die gleiche, alte Kathedrale, aber sie bewegt uns irgendwie nicht mehr. Nur der Ausblick auf den gewitterhaften abendl. Westhimmel, der unter schwarzer Wolkendecke gerade noch einen schmalen gelben Lichtstreifen offen läßt, bleibt als neue eindrucksvolle Erinnerung diesmal in uns haften." — Und noch eine andere Stelle:

„Die Erinnerung hat das gütige Vermögen, von einmal Gesehenem das Eindrucksvollste und Schönste, zusammenzurücken und herauszunehmen. Man gilt es aber wieder, den ganzen Weg zu machen. Es ist vielleicht auch so, daß einem für solche Fahrten ein gewisses Quantum Freude und Glück zum voraus als Geschenk bestimmt ist. Wie es sich auf einzelne Tage und Orte verteilt, ist jedesmal wieder anders. Das gibt ja den einzelnen Reisetagen dann auch wieder ihren besonderen Reiz des Erwartungsvollen."

Wer von uns hat das nicht auch schon gleicherart erlebt!

Die Auto-Ferienreise führte durch die Auvergne und über Biarritz an die Nordküste Spaniens, dann der Westküste Portugals entlang bis Lissabon, von dann südlich vom Tajo in einer herrlichen Diagonale die iberische Halbinsel zu durchkreuzen und über Perpignan-Briançon heimwärts zu steuern. Dabei werden die guten Straßen, die der durchschnittliche Autotourist sich auswählt, nicht berücksichtigt, sondern der Weg wird nach eigenen Bedürfnissen und Wünschen gesucht, mit einem Schuß beachtlicher Abenteuerlust im Blut und, angesichts der 27 Pneudefekte, mit erstaunlicher Ausdauer und unzerstörbarem Humor.

Neben den schönen Landschaftsaufnahmen und Stimmungsbildern möchte ich ganz besonders die vielen Tieraufnahmen hervorheben, die den Beschauer in helles Entzücken versetzen. Erinnert die im Schatten von Olivenbäumen lagernde Herde nicht an ein Kollerbild? Wie manches gleiche Sujet hätte wohl auch Frank Buchser als Vorlage dienen können! Die „Schafe am Brunnen" oder die beiden herrlichen Aufnahmen der „Schafherde" auf dem Wege nach dem Norden". Pestalozzis ganz besondere Lieblinge müssen die Eselein sein, über die er immer liebevolle Worte zu sagen hat und die er mit lieben ergebenen Gesichtern in allen Stellungen immer wieder abknipst.

So birgt dieses Reisetagebuch eine Fülle von Schönheiten in Schilderung und Aufnahmen. Es gibt nur wenig Reisebücher, die so auf jeder Seite entzücken und dessen Bilder mit der gleichen innern Bewegtheit betrachtet werden können, wie Pestalozzis „Fahrt nach Portugal".

P. E.

näher um die Geschichte unseres Landes interessieren, ist dieses große und wertvolle Quellenmaterial der Vergangenheit ja den wenigsten bekannt. Und doch baut sich die Geschichte auf den fleißigen und lebenswahren Berichten jener Männer auf. Die Beziehungen zum Gang der allgemeinen Geschichte von Volk und Staat, die Bedeutung der Umwelt, in der die Vorfahren gelebt, ist in diesen Chroniken niedergelegt. Mit dem entzückenden Titelbild „Der Chronist im Gehäuse" vom Spiezer Schilling bietet das Büchlein in seinen 94 Seiten eine Fülle von Begebenheiten und gewährt interessante kulturelle Einblicke in jene Zeitverhältnisse: die Heuschreckenplage von 1338, der kalte Winter in Zürich von 1354, die Pest in Basel 1439, eine Augenoperation im 16. Jahrhundert etc.

Ganz ungemein wird das Büchlein den Geschichtsunterricht in Schulen bereichern, worauf Dr. Schudel als Geschichtslehrerin besondern Wert legte. Die Gründlichkeit ihrer Forschungen und ihres umfassenden Wissens geht aus den knappen, jeden einzelnen Text begleitenden Einführungen hervor, die den Zusammenhang mit der Geschichte im wesentlichen erklären. In gedrängter, leicht faßlicher Form verstand die Herausgeberin Interessantes und Wertvolles aus dem großen Material zu sichten, vom St. Galler Kuchimeister 1244 bis zum Basler Fridolin Ryff in der Reformationszeit vermittelt sie durch drei Jahrhunderte Einblicke in die mannigfaltigsten Zeiterlebnisse. Mit feinem Verständnis wird auch der geistreichen, zürcherischen Nonne Elsbeth Stagel gedacht, die als Biographin des Mystikers Suso und durch ihr Buch vom Leben der heiligen Schwestern zu Töß bekannt wurde. Höchst willkommen nicht nur für Schulen, sondern zweckdienlich für alle Forschungen dürfte auch die kurze Uebersicht sein über die Chronisten selbst mit den notwendigsten biographischen Notizen.

Die Anschaulichkeit wird durch den Bilderschmuck wesentlich erhöht. Von welch' künstlerischer Eigenart sind die Illustrationen der Diebold Schilling Chronik, welche in drei Bänden 600 Bilder aufweist! Auch in das Volksleben, in Sitten und Gebräuche jener Zeiten gewinnen wir durch die bildliche Darstellung Einsicht.

Das schöne Werkchen wird jung und alt Freude bereiten. Es ist so recht geeignet, in unserer bewegten Zeit manchem Gemüt festen Halt zu geben im Gedenken an die unzähligen Opfer und Entbehrungen aller Art, die unsere Vorfahren erlitten, um ihren Freiheitsdrang und ihre Unabhängigkeit zu bewahren und damit uns, den Nachkommen, die Heimat erhalten zu können. Denn — wer sich vertieft in der Väter Art und Sitte, der wird stark werden gegen die mannigfaltigen Anfechtungen des Lebens."

H. G.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, (abwesend vom 15. Juli bis 5. August).
Vertretung: Helene David, Tellstr. 19, St. Gallen (Tel. 2513).
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22 608
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

WASCHMASCHINEN
Lavator
mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der
Wäschereimaschinen - Fabrik
Ad. Schultheß & Co Zürich
P381Z

Der Patent-**Küchen-Spültisch**
aus rostfreiem Chromstahl
ist heute der praktischste Schüttstein zum Abwaschen des Geschirres und der Gemüse, sowie zu sonstigen Reinigungsarbeiten.

Kein Schüttstein anderer Konstruktion oder aus anderem Material bietet derartige Vorteile.
Obiger Apparat SEZ 852, 100×45 cm, einschließlich Geschirr- u. Gemüsekorb, sowie Schrank, kostet Fr. **200.-**
Andere Dimensionen auf besondere Anfrage.
Stöckli & Erb, Apparatefabrik
KUSNACHT-Zch. P407Z

Wir nehmen neu in den Verkauf
Fleisch-Käse
in Portionsdosen, per Dose Fr. —.60
Wienerli in Dosen
à 3 Paar per Dose Fr. 1.20
à 6 Paar per Dose Fr. 2.25
BELL
324-4

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstraße 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
Homöopathie Depot Dr. Schwabe, Leipzig
Spezialpräparat: Facelan gegen Hautunreinigkeiten, als tägliches Kosmetikum von vorzüglicher Wirkung.
Preis per Fl. Fr 3.75. P 372 Z

Erholungsheim „STOCKENWEID"
Ideale Lage, gepfl. Haus, sorgfältige Küche, Nähe Strandbad, pro Tag von Fr. 5.- an. Prosp. und Auskunft durch P150Z **Frau Dr. Lucci, Feldmeilen.**

Walliser Aprikosen
Brutto p. Netto kg 10 15 20
Ia Auswahl Fr. 9.50 14.- 18.-
2. Auswahl „ 8.— 12.- 15.-
Franko. **Dondainaz, Charrat.**
P 700-1 S

Druck-Arbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur AG.

Wer nicht inseriert wird vergessen

Verkaufsmagazine
in:
Zürich, Winterthur, Wadenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
JGC-30

Geschäft und Politik

unter Führung des Internationalen Oeltrustes

Vor 14 Tagen haben wir an gleicher Stelle geschildert, wie der Markenartikel-Verband (unter Führung des internationalen Oeltrustes) Hauptgeldgeber des bedeutendsten Presseorgans — („N. S.") der

Erneuerung der Schweiz

war. — Es darf unter diesen Umständen festgestellt werden, daß dabei die Propaganda für die „Verfassungsrätzungen" (dringlicher Bundesbeschluß vom 14. Oktober 1933) eigentlich in einem gewissen Grade von Wien und Paris aus dirigiert wurde.

Aber auch in der Politik sind bezahlte Leute des internationalen Oeltrustes. In der Ostschweiz ist der **Präsident** der Hauptablage des Trustes **Nationalrat.** Die zweite Oelfabrik in Thun weist ebenfalls einen Nationalrat (früher Fraktionspräsident) auf. Und die dritte bedeutende Fabrik in Olten hat die Ehre, einen dritten Nationalrat (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei) als Vizepräsidenten zu haben. Dieser Fall ist deshalb besonders interessant, weil es sich um einen der rabiatesten Mittelstandsverteidiger handelt. Wie geht das, als bezahlter Mann des größten internationalen Konzerns den Mittelstand gegen das Migros-„Großkapital" heldenhaft zu verteidigen, wo der Trust 6000 (sechstausend!) mal mehr Kapital hat wie die Migros? Wie geht das, daß ein solcher Mann ein National- und bernischer Großrat in öffentlichen Vorträgen und in Artikeln des kantonal-bernischen Handels- und Industrievereins auftritt gegen ein **schweizerisches** Unternehmen, wie die Migros, um dieses durch offensichtliche Unwahrheiten herunterzumachen und durch Umsatzsteuern etc. in seiner Existenz zu bedrohen? Das sind moderne politische Reisläufer, die Geld annehmen für ihre Kämpfe! Und wohlverstanden, **für einen unsauberen Kampf,** denn es wird vorgegeben, daß **schweizerische** Interessen verteidigt werden, **währenddem** es sich zum guten Teil um ausländische Privatinteressen und um großkapitalistische Interessen handelt. Es muß Herrn Nationalrat G. auch bekannt sein, daß die internationale Gesellschaft, der er als Vizepräsident vorsteht, einen erbarmungslosen Kampf mit Schundpreisen — Preisen, zu denen ein Unternehmen nicht bestehen kann — gegen die kleinen **schweizerischen** Seifenfabrikanten führte — einen Verzweiflungskampf für die Kleinen! Erst in allerjüngster Zeit hat dieser Kampf aufgehört — wohl weil es dem Trust politisch **opportun** erschien, Freundschaft mit den Kleinen zu zeigen, um sie nachher doch noch aufzufressen. Sind doch jetzt schon 100 Prozent der Oelfabrikation und wohl 40—50 Prozent der Fettfabrikation unter der Kontrolle des internationalen Trustes —

dank der Mitarbeit bezahlter Schweizer,

die sich an den Berner Konferenzen und in den Ratsälen breit machen und das große Wort führen dürfen!

Sauberkeit! Charakter! Arbeit! Gemeinnutz geht vor Eigennutz! Dieselben Fraktionskollegen, die so in die Welt hinausrufen, nehmen in Form von Anwaltshonoraren, Tantièmen, Dividenden, Sitzungsgeldern ihren Lohn für die Vertrustung und Bekämpfung schweizerischer Unternehmer entgegen!

Die unglückliche Lösung der Butter- und Fettfrage ist in der Hauptsache den Trust-Einflüssen mit ihrem politischen Anhang zuzuschreiben. Die Sprecher des Trustes sagten deutlich: Verbilligte eingesottene Butter verdrängt die Trustprodukte, dem werden wir nie beistimmen.

Wie volksfeindlich sich diese Butterpolitik auswirkt, zeigt folgendes Beispiel:

Kokosfett en gros, Einstandspreis	**65 Rp. das Kilo**
Durch die Beimischung von 5 Prozent Butter bei einem Preis von Fr. 3.25 per Kilo Frischbutter = Fr. 4.— per Kilo eingesottene Butter wird das Kilo einschließlich Arbeitslohn um	**25 Rp.**
verteuert.	
Dazu kommt eine „Gebühr" von beispielsweise	**15 Rp.**
	40 Rp. das Kilo
Dazu der Groß- und Kleinhandelsgewinn, 25 Prozent von 40 Rp.	**10 Rp.**
Durch die Drosselung der Einfuhr wird eine künstliche Preissteigerung erzeugt, die wir auf mindestens	**15 Rp.**
veranschlagen.	
Mutmaßliche Verteuerung	**65 Rp. das Kilo**

so daß also die Totalverteuerung dieses **billigsten** Fettes glücklich ca. **100 Prozent** betragen dürfte!

Kokosfett ist das billigste Speisefett. Wer kann da eine 100prozentige Verteuerung verantworten?

Und **am selben Tag,** wo diese unglückliche Lösung in der Machtfülle der Vollmachten dekretiert wurde, erhielten wir von der kompetentesten Milchverwertungsstelle einen Brief, in dem steht:

„Es ist mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß wir auf Grund der bis jetzt in Aussicht genommenen Maßnahmen zur Vermehrung des Butterkonsums nicht rasch genug Absatz für die heutige große Produktion finden. Wir werden uns deshalb voraussichtlich schon in allernächster Zeit gezwungen sehen, etwas Butter einsieden zu lassen, ohne die definitive Lösung des Problems abzuwarten."

100prozentige Verteuerung des billigsten Fettes, aber keine definitive Lösung! Weshalb? Da ja eine sichere, absolut funktionierende, dem Bauer alle Garantie gebende und für den Konsumenten willkommene Lösung da lag, gegen die einzig und allein der internationale Oeltrust und die Konsumgenossenschaften Front machten!

Weshalb?

Weshalb ist der Oeltrust in erster Linie darauf bedacht, einflußreiche **Politiker** an der Spitze zu haben?

Weshalb die in der internationalen Politik „gäng und gäb" gewordene Unaufrichtigkeit auch auf den Verkehr unter Schweizern übertragen? Das ist doch traurig!

Sind die Zollfragen (der praktisch niedrigste Zoll, den wir in der Schweiz haben, ist für **Oelsaaten.** 10 Rp. per 100 kg), die **Frachtfragen** (unter den **billigsten,** die wir in der Schweiz haben, sind die **Oelsaaten.** Fr. 1.95 per 100 kg Basel—Thun), die **Steuerfragen** (bei Monopolgewinnen minimalste Steuerbelastungen) wichtiger als das Geschäft selbst? Diese Fragen sind in Anbetracht der Verquickung von Geschäft und Politik gerechtfertigt, sie sind brennend, weil Klarheit und Sauberkeit in der Politik zu keiner Zeit so nötig sind wie zur Zeit der Vollmachten und der dringlichen Bundesbeschlüsse unter Ausschluß der Volksabstimmungen.

Wir stellen diese Fragen im Namen der unter der Krise Leidenden an die, die durch ihre Geschicklichkeit und ihre Verbindungen durch die heutige Politik **Krisengewinnler** sind.

Wir fragen weiter: Weshalb keine „Gebühr" auf ausländische Weine, dafür auf Oele und Fette? Wenn das **eine** möglich ist, so muß es auch das andere sein!

Auf Wein wird ein Durchschnitts-Handelsbruttogewinn von 100 Prozent gemacht. Da ließe sich eine angemessene Belastung ohne Ueberwälzung auf den Konsumenten tragen. Bei Oelen und Fetten muß vorab der Aermste Steuer auf sein Essen zahlen und gleich 100 Prozent — **entgegen** der Bundesverfassung! Ein hoher Weinzoll wäre verfassungsmäßig!

Wir sprechen nicht nur für uns. Gegen

200 000 Einwohner

haben ihre Stimme auf unserer Erklärung für unsere Bestrebungen schriftlich abgegeben!

Es ist ein großer Hunger im Volk nach Gerechtigkeit!

Ein weiterer Fall von Verquickung von

Geschäft und Politik

Das „Union"-Spezierer-Blättlein (Olten) schrieb am 1. März 1933:

„... Es liegt ein Begehren vor, Mitglieder zu verwarnen oder auszuschließen, welche trotz Verkehrsabbruch weiter bei den MIGROS-Lieferanten Gerber Söhne, Fleischwaren, in Großhöchstetten, Bezüge machen... Man hofft, daß solche Fehlbare auch ohne scharfe Maßnahmen zur besseren Einsicht kommen, um so mehr, als ein neuer guter Lieferant, B. in T., ein in mittelständischen-gewerblichen Kreisen bewährter Kämpe und Mitglied des Nationalrates, heute aufgenommen worden ist."

Nicht lange darauf ließ gerade dieser Metzgermeister B. eine Motion für eine Antimigros-Umsatzsteuer im Kanton Bern los, wobei u. a. auch das Amtsgeheimnis verletzt wurde, was B. selbst zugab. Verquickung von Geschäft und Politik, das hat auch das Berner Volk gemerkt, denn B. ist bei den letzten Wahlen in den Großen Rat nicht mehr gewählt worden.

Man darf sagen, daß die, die gegen die Migros reden, in den meisten Fällen irgendwoher und irgendwie **bezahlt** oder **interessiert** sind.

In **Amerika** dringt der Wille, dem Volk gerecht zu werden, gegen die Geschäftsinteressen einzelner Gruppen wieder mächtig durch.

In **Frankreich** geht durch die Presse ein Feldzug gegen die politische Geschäfts-Advokatur und für väterliche Fürsorge für das kaufende Volk.

Selbst in **Deutschland** haben die politischen Krämer mit Schrecken abgewirtschaftet.

Was machen wir?

Abschläge:

Kaffee:

„Bonarom" (nur gemahlen) bisheriger Preis 250 g 45½ Rp. (550 g - Paket Fr. 1.—)
1. „Campos" Brasil-Mischung ¼ kg **55½ Rp.** (405 g - Paket 90 Rp.)
2. „Columban" Mokka-Mischung ¼ kg **71½ Rp.** (350 g - Paket Fr. 1.—)
3. „Exquisito" ¼ kg **94⅓ Rp.** (265 g - Paket Fr. 1.—)
Die bisherigen Packungen (außer „Bonarom") werden zu 90 Rp. verkauft.

Dörrfrüchte:

4. Kalif. Mischobst Fancy ½ kg **59 Rp.** (850 g - Paket Fr. 1.—)
5. Kalif Weinbeeren Fancy ½ kg **33⅓ Rp.** (750 g - Paket 50 Rp.)
6. Dampfäpfel Ringäpfel ½ kg **55⅗ Rp.** (450 g - Paket 50 Rp.)
Die bisherigen Packungen werden wie folgt verkauft: Kalif. Mischobst 85 Rp. Kalif. Weinbeeren 40 Rp. Dampfäpfel 40 Rp.

7. Mandeln extra, handerlesen ¼ kg **47⅗ Rp.** (525 g - Paket Fr. 1.—)
8. Haselnußkerne extra ¼ kg **37 Rp.** (675 g - Paket Fr. 1.—)
9. Walnüsse kalif. ½ kg **58⅘ Rp.** (850 g - Paket Fr. 1.—)
Die bisherigen Packungen werden zu 90 Rappen verkauft.
10. Rohzucker (aus Zuckerrohr) ½ kg **13 Rp.** (1900 g - Paket 50 Rp.)
Die bisherige Packung wird zu 45 Rp. verkauft.

11. Ia Kochspeck ohne Rippen ½ kg Fr. **1.60**
12. II Schweizer Salami ganze Salami 100 g **40 Rp.** 100 g **45 Rp.**
13. Ia Bündnerfleisch 100 g Fr. **1.20**

Koffeinfreier Kaffee **„Zaun"** ¼ kg **98 Rp.** (255 g - Paket Fr. 1.—)
Kaffee-Ersatzmischung fixfertig ½ kg **62½ Rp.** (400 g - Beutel 50 Rp.)
hergestellt aus Zerealien, Eicheln, Tropenfrüchten, Edelkastanien und feinem Bohnenkaffee. — Gebrauchsanweisung auf den Paketen.